

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Gedichte, Geschichten, Briefe

Hebel, Johann Peter

Freiburg i. Br., 1941

Aus Hebels Briefen

[urn:nbn:de:bsz:31-324254](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-324254)



Aus Hebel's Briefen

An Gustave Fecht.

19. Februar 1792.

Werteste Jungfer Gustave!

Am Sonntag Septuagesimä sollte ich zum ersten Mal vor-
mittags bei Hof predigen: Ich sah schon im Geist voraus,
wie sich alles in Tränen badete, wie der Sigrift mit einem
Regenschirm in der Hand den Klingelbeutel einziehen mußte,
wie der Markgraf mir ein Patent als Hofdiakonus mit einer
Zulage von 200 Gulden ins Haus schickte. Und siehe, in der

Nacht vom Samstag auf den Sonntag bekam ich einen Anfall von Kolik, woran ein Mittagszschmaus vom Samstag die meiste Schuld haben mochte, so daß ich noch am Sonntag früh um 7 Uhr mußte aufkünden lassen. Am Sonntag drauf wollt ich den Fehler gut machen und führte die Leute zum zweiten Mal und noch ärger an. Das erste Mal ärgerten sie sich, daß ich nicht kam. Das zweite Mal kam ich und nun bereuten sie es, daß sie nicht zu Hause geblieben waren. Man konnte so trockenen Fußes durch die Kirche wie durch einen geheizten Backofen gehen, auch ist der Läufer vom Hof noch nicht gekommen.

Sie sind gar zu gut, daß Sie mir durch Ihren Anteil meine Arbeitslast erleichtern und meine Ruhe nach vollbrachtem Werk versüßen wollen.

Die ganze Last ist ziemlich leicht, und was das Predigen betrifft, so freue ich mich von einer auf die andere. Ueberhaupt, da mir's mein Schicksal nicht gönnte, in Lörrach bleiben zu können oder in Tüllingen oder sonst wo in der Nähe des Lebens froh zu sein, so wünschte ich auch sonst an keinem andern Ort zu sein, als wo ich bin. Aber freilich, auf dem Tüllingerberg wär es noch gar viel feiner und lieblicher, wo man doch auch Schnee sieht im Winter und Blüten im Frühling, und wo es im Sommer donnert und blüht, als wenn der liebe Jüngste Tag im Anzug wäre. Ich glaube, daß am Jüngsten Tag die Morgenröte lauter Blüß sein und der Donner Schlag auf Schlag die Morgenwache antrommeln werde. Wie es dann an ein Betglockläuten gehen wird, von Hauingen an um den Berg herum bis nach Efringen hinab. Wie die Leute sich die Augen reiben werden, daß es schon tagt! Wie es an ein Schneiden und Garbenbinden gehen wird, denn man will behaupten, daß der Jüngste Tag in die Erntezeit

fallen werde! Und wie sich die Leute wundern werden, daß es nimmer Nacht werden will! Das alles könnte ich dort oben herab ansehen und nach Weil hinunterschauen und denken: nun werden sie da unten doch auch aus den Federn sein und in ihrem Stark oder Schmolck den Morgensegen am Jüngsten Tag auffuchen. — Und wer weiß, was ich täte, ob ich nicht in der blizigen Morgendämmerung geschwind durch die Reben hinabstolperte und Ihnen zusammen Ihre schweren goldenen Garben binden hülfe. Denn mein eigenes bißchen Halmen, Gott erbarm's, würde in alle Wege bald unter Dach sein. Doch sei's nun, wie's ist. Bis dorthin werden wohl alle Täler ohnehin ausgefüllt und alle Berge eben sein und ich werde Sie zusammen auffuchen und finden, wenn ich auch 100 Meilen von Weil entfernt wäre. Unterdessen durchleben Sie noch viele heitere, frohe Tage und säen Sie fleißig aus in Glauben, Liebe und Geduld und genießen Sie die Freude, zu bemerken, wie die Saat dem lieben Erntetag entgegenkeimt.

An Gustave Fecht.

Oktober 1792.

Liebste Jungfer Gustave! Raten Sie, was ich tue. Bier trinken? Nein. Tabak rauchen? Nein. Hanf reitteln? Oho! in der Residenzstadt und noch dazu am Sonntag, unser Lebtag nicht. Oberländer Wein trinken auf Ihre Gesundheit. Ja! das tu ich. Wenn's an einem Sonntag schön Wetter ist und ich nur halbwegs glaube, daß jemand von Lörrach nach Weil komme, so lass' ich mir's nicht abkaufen, daß ich nicht in den Keller gehe und auch mein Gläslein mittrinke und mein unmaßgebliches Ja oder Nein zu dem gebe, was ich denke, daß diesen Nachmittag droben abgehandelt wird. Zum Exempel heute ist meiner Vorstellung nach die Rede

davon, ob sich die Jungfer Gustave auf die Baseler Messe auch so einen schönen Hut kaufen soll wie die Frau Specialin einen von Karlsruhe mitgebracht hat. Der Herr Bergmann meint: „Ja“, ich auch, der Herr Prorektor auch. Ferner ob Sie die Haare vornen an der Stirne und auf den Seiten sollen abstutzen lassen? Wiederum: Ja. Aber die Frau Mama will nicht. Also unterbleibt's für diesmal. Sonst wird auch noch vom Mostsieden, Hecheln, Krautschneiden, Erbsensenken geredet, aber das sind Haushaltungssachen, die ich nicht verstehe. Ich kann nichts als Schwarzwurzeln säen, und das schlecht genug.

Die vorige Woche war ich in Rastatt, in Gaggenau auf der Glashütte, in Gernsbach; in Baden bei der Großmutter blieb ich anderthalb Tage. Ferner war ich in einer Erzgrube und weiter oben bei Bühl in einem tiefen, tiefen Steinkohlenbergwerk, wo ich einmal wegen den dicken Schwefeldünsten und Mangel an Luft wieder zurück mußte, um nicht zu ersticken, bin aber doch wieder hinein und bis ans Ende. Fröhlich, der mich begleitete, hielt's besser aus. Unterhalb Bühl kam ich an der Oberländer Landstraße hinaus. Ach, wie es mir da zu Mut war! Wie alle Freuden des Oberlandes in meiner Seele aufwachten! Aber was half mir's, auf der Straße zu sein, mein Weg ging wieder hinabwärts. Schwer beladen mit vier Säcken voll Erz und Steinkohlen und Kieseln kam ich wieder heim und fühle jetzt von neuem und erst recht, was für einen Fluch mir der Himmel auflegte, daß er mich nach Karlsruhe sendete. Ach, es war so lieblich und so heimlich und so ruhig in den verborgenen Tälern und so frei und hehr auf den Anhöhen, wo ich herumkletterte, und alles dem Oberland so ähnlich. Jetzt lauf ich wieder in dem Geräusch der Stadt umher, allenthalben umgeben von Häusern

und Mauern, die doch noch den Vorteil haben, daß sie meinem Auge die unfreundliche, langweilige Sandfläche, das leere, tote Wesen der ganzen Gegend verbergen.

An Gustave Fecht.

1. Dezember 1792.

Herr Pfarrer wird Ihnen sagen, daß ich nun bald auch wieder ins Oberland komme. Freilich erschien ich alsdann in einem braunen, halbkleinen Kamisol mit Ärmeln, grauen, zöckenen Beinkleidern und Holzschuhen. Am Sonntag aber, wenn ich der Frau Pfarrerin Pfisen bringe, komm ich in weißen, baumwollenen Strümpfen, schwarzledernen Beinkleidern, einem roten Kamisol mit runden Knöpfen und einem Kübelisrock. Um den Hals trag ich ein Stücklein Flor mit herabhängenden und in den Busen gesteckten Enden, ein Rosmarinschoß im Mund und eine Gerte in der Hand, aber die Gerte leg ich jedesmal im Hausgang ab. Das gekräuselte Haar behalt ich wie jetzt, nur ohne Puder, und alle Jahre zweimal, wenn ich dem Herrn Pfarrer den Luzerner Blappert bringe, zieh ich auch zum Andenken ein Überschläglein an, aber unter dem Hemde, daß es niemand sieht, wie der Herr Markgraf das Ordensband trägt. Und wenn Sie sich alsdann noch erinnern werden, daß Sie mich sonst auch schon gesehen haben, so geh ich zum Dank, daß Sie sich meiner ehemaligen Bekanntschaft nicht schämen, allemal mit Ihnen, notabene Sie voraus und ich hintennach, in der Stadt herum, wenn Sie nach Basel kommen, und zeige Ihnen die Häuser und trage Ihnen, was Sie einkaufen, zur Jungfer Dienastin oder bis nach Weil, wenn Sie wollen, oder bis nach Konstantinopel, wenn Sie wollen. Doch nein, um Vergebung — nach Konstantinopel nicht. Denn ich könnte sterben unterwegs,

zumal wenn ich viel getragen hätte, und möchte doch gern in Weil begraben sein, neben des Morlakis Mutter oder neben der Frau, die nimmer um den Altar gehen kann, oder auf dem Belchen. Wer weiß, was die Türken mit mir machten, ob sie mich nicht in einen Sack einnäheten und ins Meer würlen? Es könnte mir ohnehin leicht geraten, daß ich noch von den Fischen verzehrt würde, denn ich hoffe doch nicht für die Vögel geschaffen zu sein. Was denken Sie? Ich sei ein alberner Mensch, daß ich Ihnen nichts Vernünftigeres als solche Affanzereien zu schreiben weiß. Nur Geduld, ich will mich bessern. Nehmen Sie dies als erste Probe davon an, daß ich hier schließe.

An Gustave Fecht.

Dezember 1793.

Beste Jungfer Gustave! Da bin ich auch wieder — durch die Stettener Matten herab am Bakenhäuslein rechts um, husch über den Wiesensteg, Rebberg auf, Rebberg ab — da bin ich! Ich sei schon lange nicht mehr dagewesen, meinen Sie? Recht oft komme ich, fast alle Tage, aber Sie können's nicht sehen. Am Tage habe ich wenig Zeit mehr. Gemeiniglich komm' ich alsdann abends und schaue zwischen den Fensterläden hinein, und wenn ich Sie alsdann alle wieder gesehen habe, wie Sie zusammen spinnen oder stricken oder wie Sie Tafel halten oder was Sie tun, so bin ich zufrieden, spiele noch ein wenig mit dem Bummer oder mit dem Kappi, wenn er da ist, und gehe alsdann wieder heim. Daß ich seit dem Spätjahr nichts mehr von mir merken ließ, hat noch eine besondere Ursache. Ich glaubte, Sie seien alle böß über mich oder wollten mich nach und nach vergessen. Wenn Sie mich vergessen wollen, dacht' ich, so kann ich's nicht wehren, aber

von den Fensterläden sollen sie mich nicht vertreiben, oder es gibt Händel. Unter freiem Himmel laß' ich mir nicht befehlen, und wenn mich der Herr Pfarrer da nicht leiden will, so mag er die Fenster an eine andere Seite bauen. Hat ja in Basel auch einer müssen in eine andere Gasse reiten, um so einem Maulaffen aus dem Weg zu kommen. Jetzt erlauben Sie, daß ich ein wenig im Haus herumspaziere und alles be-
sehe, wie es ist. Stränglein seh' ich noch nicht viele; Sie hoffen vermutlich auf einen langen Winter. Auf der Bibel dort liegt ziemlich Staub, das ist nicht gut, liebe Jungfer, zumal wenn man so oft zu Gebatter gebeten wird, da muß man recht fromm sein. Einen neuen Schurz seh' ich dort und ein neues Halstuch und einen neuen Hut. Postausend, was schöne Siebensachen. Auch einen Roman auf der Kommode, woran ich keinen Staub erblicke. Das andere wird schon in der Ordnung sein. Jetzt gehen wir wieder hinunter und setzen uns zur Frau Mama und zur Frau Günttert in an den Ofen. Der Herr Pastor hat nicht der Zeit. Sonst käme er auch.

Jetzt kommt der Herr Ungerer mit seiner Frau, jetzt ein Basler Weinhändler am heiligen Advents-sonntag, jetzt ein ungarischer Herr Hauptmann. Sie wissen, was in solchen Fällen meine Regel ist. Man nimmt Hut und Stock und marsch zur Thür hinaus. Im Vorbeigehn noch ein Nicken mit dem Kopf und ein Wink; das heißt, Sie sollen wohl schlafen und gesund bleiben, bis ich wieder komme. Und nun vorwärts über Stock und Stein heimzu.

An Gustave Fecht.

25. Dezember 1795.

Teuerste Jungfer Gustave! Glück zum neuen Jahr! Abermal abgewonnen! Sie können sich, wenn Sie wollen, aus

dem Brief, den ich an Ihre Frau Mama geschrieben habe, überzeugen, daß ich auf einem Stuhl in der oberen Stube sitze, neben dem Fenster, das gegen den Blasier Meierei-Hof schaut. O, ich sehe Sie leibhaftig; Sie stehen an der Kommode vor der Uhr und knistern etwas in einer pappendeckelten Schachtel herum; suchen Sie ein Band auf morgen? Oder legen Sie den heutigen Weihnachtsstaat wieder in Ordnung? Nicht wahr, Sie haben heute kommuniziert? Sie sehen so feierlich und so heilig aus, als wenn Sie einen Engel gesehen und mit ihm von der Auferstehung der Toten, vom Jüngsten Gericht und vom ewigen Leben geredet hätten. Was hat er Ihnen denn Schönes erzählt und entdeckt, was wir andern nicht wissen? Ist es wahr, daß die erste Station von der Erde zum Himmel auf dem Welken ist und die zweite im Mond und die dritte auf dem Morgenstern, und daß dort alle acht Tage ein Komet als Postwagen ankommt und die angelangten Fremdlinge von aller Welt Ende ins himmlische Jerusalem zur ewigen Heimat fährt? Dort soll gar kein Wölklein mehr am lazurenen Himmel bestehen können, und soll keine Nacht da sein und keine Leuchte und doch auch kein Licht der Sonne, denn Gott der Herr soll sie erleuchten und regieren von Ewigkeit zu Ewigkeit. Hat's Ihnen der Engel auch so gesagt? oder wie?

An Gustave Fecht.

Ostern 1796.

Schneit's denn auch hübsch ordentlich bei Ihnen? — Ich hab's sonst lieber, wenn am Ostermorgen die Luft recht still und heiter ist und die Sonne geräuschlos und freundlich aufgeht und die ganze Natur mit den lieblichsten Reizen, die die Jahreszeit verstatet, den lieben Morgen feiert. Ich kann mir dann so lebhaft vorstellen und 's innig fühlen, wie's dem

edlen Sohn Mariä so wohl ward, als er aus dem Grabe kam und im neuen frohen Leben die Schönheit der Natur um sich her wieder erblickte, den schönen blauen Himmel über sich, den ersten Strahl der Morgen Sonne, den sie ihm zum Gruß schickte, und als er den balsamischen Morgenduft wieder hauchte. Am selbigen Sonntag früh hat's gewiß nicht geschneit. Auch mein ich, ich fühl's schon, wenn ich aus der finstern Kammer in die Stube trete und die Sonne schon so lieblich hereinschaut, wie's unsereinem sein wird, wenn wir auch einmal aus dem langen Schlaf aufwachen und aus der finstern Kammer hervorgehen. Es soll alsdann gar eine milde liebliche Luft und ein milder bläulicher Schimmer uns umgeben in der Urständ, wie Dr. Luther vermutet. Doch das wird Ihnen der Engel alles besser gesagt haben. Ist's etwa gar der gewesen, der dabei war selbigen Morgen?

An Gmelin.

28. November 1796.

... Ich lese wieder Zoologie — diesmal nach einem ganz eigenen Plan, der mich selber sehr amüsiert. Ich habe, wo der Faden in der vierundzwanzigsten Klasse der Pflanzen ausgeht, den Übergang aus dem Pflanzenreich ins Tierreich gezeigt, und sogleich mit der Klasse der Gewürme angefangen. Diesen folgten die Insekten. Die Natur fühlt gleichsam, daß sie bei der Einrichtung, die sie diesen Tieren gab, nirgends von den Grenzen des Pflanzenreiches wegkommt; sie trifft also auf einmal eine Aenderung, teilt das Herz in Fächer, verschafft der Luft durch Atmen wirksamern Einfluß auf die animalischen Operationen. Das Blut färbt sich, die Säfte werden konsistenter, geistiger, — kompakter die festen Teile, der Körper bekommt ein inneres Gerüste von Knorpel oder Knochen.

Rotblütige Tiere. Die einfache linienförmige Bildung der Schlangen ist die Grundidee, aus der die übrigen Gestalten sich bilden. Die Schlange schlüpft ins Wasser und wird zum Fisch, Erscheinung von Extremitäten in den Flossenfedern. Der Fisch geht ans Land, die Flossen verwandeln sich in Füße. Kriechende Amphibien. Das Herz teilt sich noch einmal, das Blut wird warm. Hier erscheinen zuerst die Vögel. Auf zwei Wegen macht sich die Natur den Übergang zu den Quadrupeden, 1. aus dem Wasser, Cetacea, Palmata, 2. aus der Luft, Chiroptera. Diesen folgen die Tiere mit freien Behen. Die Behen verwandeln sich in Hände. Affen. Noch ein Schritt, und die Schöpfung vollendet sich in ihrem Meisterstück, dem Menschen. Aber wo soll ich die Tiere mit einfachen und gespaltenen Hufen einschieben? Statt mir zu antworten, schütteln Sie den Kopf und sagen: Das ist Spielwerk, wobei die Gründlichkeit des Systems verloren geht! Lieber Herr, da sehn Sie zu! Warum haben Sie Ihr Geschäft einem Libertiner anvertraut, der in Ihr Gewissen, auf Ihre Gefahr und an Ihren Leuten pfeuschen kann, wie er will? Doch verliere ich dabei das System nie aus den Augen und werde am Ende schon ein Fachwerk an die Tafel kriecheln, wo alles Zerrissene und Vereinzelte wieder zu einem Ganzen soll gebunden werden.

An F. W. Hitzig (Benoides).

2. August 1800.

Dich grüße Gott ins neue Leben, Du lieber Auferstandener
Wir sind im Grunde wunderliche Leute, daß wir glauben,
man müsse zuvor gestorben sein, um aufzuerstehen, da man
eigentlich nur zu liegen braucht vorher, und daß wir meinen,
das neue Leben sei nur im unbekanntem Jenseits, da doch

jeder gegenwärtige Augenblick das alte Leben von dem neuen abscheidet, und besonders solche Augenblicke, wie sie Dir's abgeschnitten haben. Du Guter! — fest durch und durch. Freilich ist's das wahre neue Leben nicht, sondern nur ein Münsterlein davon und ein starkes Stücklein Selbend dran, und wir halten eigentlich bei solchen Gelegenheiten nur die Probe im Alltagsrock, damit wir's recht können, wenn die große herrliche Oper angeht, und wenn wir's recht einstudiert haben, so gehn wir ins Abkleidzimmer und warten und lauschen, bis das Orchester von Seraphim laut wird hinter dem großen blauen Vorhang und bis er aufgezogen, und seine Wolken- und Sternengemälde eingerollt werden, und dann gilt's Ernst, fröhlichen Ernst.

Soll ich Dir sagen, wie bange mir um Dich war, und wie ich lauschte nach jedem leisen kündebringenden Wörtlein an jedem Posttage, und wie ich den Diaconus hätte umarmen mögen für die eilende Nachricht, daß Du gerettet seist, und wie ich doch erst erschrak, als ich von ihm hörte, wie nahe am äußersten Rande Dich die Rettung erreichte, — ich sage Dir nichts, Du kennst und verstehst mich unbeschaut und unverhört, und nimm diese Krankheit am Scheideweg von der Schule zur Pfarrei für Deinen Durchgang durchs Rote Meer, und der liebe Gott beschleunige Deine völlige Wiederherstellung, wenn noch etwas daran fehlt, und befestige deine Gesundheit und gebe dir viel Freuden.

An F. W. Hitzig.

2. Advent 1802.

Teuerster Freund!

Das reichliche Verzeichniß Deiner Angeworbenen [Subskribenten für die Memmannischen Gedichte] freut mich, sooft ich's ansehe. Nicht nur, weil's so reichlich einträgt, und jedes Tisch-

lein, das Du mir in's Netz bringest, seinen Stater im Mund hat, sondern noch mehr, weil mir dieses Verzeichnis ein schönes Dokument deiner tätigen Freundschaft und Teilnehmung ist. Empfange dafür meinen aufrichtigsten Dank, und was Du schon lange hast, meine Bereitwilligkeit zu jedem Gefallen und Dienst, den ich Dir erweisen kann.

Über ein kleines, sagt das Wäldebüblein, so werdet ihr mich sehen! Aber der Kupferstecher, das Faultier, sagt: Meine Zeit ist noch nicht da! Der letzte Bogen wird diese Woche gesetzt, die Notentafeln sind fertig, aber dem Kupferstecher gefällt seine hellpolierte Platte so wohl, daß ihm jeder Stich wehe tut, den er hineingravieren soll. Auf alle Fälle möchte es aber gut sein, wenn Du, mein lieber Zenoidea, nun, eh die Feiertage wie ein gewappneter Mann über Dich herfallen, an die Rezension dächtest und gingest. Du kennst der Stücke genug, um ihnen vorläufig den Geist, der durch alle weht, abzulauschen und zu würdigen und den allgemeinen Teil der Rezension zu entwerfen, und kannst alsdann, wenn ich Dir das Ganze schicke, das Spezielle über einzelne Lieder, die Du noch nicht kennst, und über das Idiotikönlein leicht hinzusetzen. Denn es ist mir darum zu tun, daß das Bürschlein der Welt bekannt werde und Zutritt finde, eh es ein Nachdrucker in seine Lumpen kleidet. Es wird, sorge ich, doch immer noch frühe genug wahr werden, was es selber sagt:

„und 's Chäferli het hinteno
Doch au si Tröpfli übercho.“

Ich habe 500 Exemplare über die Bestellung drucken lassen, und wenn sie mir liegen bleiben, habe ich vom eigenen Verlag Schaden. Aber mach's gnädig, und rechne dem armen Narren die Laubflecken, die er ja charakteristisch haben muß, und die Aufen [Ausschlag im Gesicht], die wohl weg sein

könnten, nicht zu hoch an, und Deine Freundschaft verweile keinen Augenblick bei der Person des Vaters. Laß sie, wenn sie mit der Wahrheit und mit der Gewissenhaftigkeit des Rezensenten vereinbarlich ist, einzig dem kleinen Hans Märlein zu gut kommen.

Ich habe viel zu schreiben, und rote Augen vom Korrigieren, Revidieren und neuen Wein, und darum Adia! lieber Zenoides!

An F. W. Hitzig.

1802.

Schön, schön, mein lieber Zenoides, daß Du mir zur reichen Ernte noch eine so hübsche Nach- und Stupflese lieferst, und nicht nur wirktest, solange es Tag war, sondern noch bis in die späte Dämmerung und Nacht des Subskriptionstermins. Dafür sollst Du, wenn ich mit meiner Pflgetochter, der Wiese, unter Rötteln vorbeimarschiere von ihr einen freundlichen Knicks und von mir einen dankbaren Ausblick erhalten, und ich will damit vor allen Rittern und Knappen, d. h. Kollekturs und Subskribeseten groß tun, daß Du mein Freund bist. Das Büblein gaukelt mir schon seit 10 Tagen vollgliedrig und wohlgewachsen vor den Augen, und freut sich Deiner Liebe, und juckt Dir ungeduldig entgegen, aber der infame Schneider bringt immer den Rock noch nicht. Es ist mir eine fatale Sache. Ich habe ihm schon mit Dotschießen gedroht, nämlich dem Schneider, nicht dem Büblein. Aber der Kerl rührt sich nicht; er muß fest sein, doch bis Dreikönigtag — ja bis dort hin hoff' ich das kleine Hanswürstlein an Ort und Stelle gebracht zu haben. —

An die Familie Hause.

11. Mai 1805.

... Weil Sie nämlich schon allerlei Ämter, als da sind das Sekretariat und die Direktion der Bibliothek, übernommen

haben, die aber für Sie noch nicht wichtig genug sind, so erlauben Sie mir, daß ich Sie bitte, geduldig dabei zu bleiben, wenn ich Sie hiermit zu meinem Minister in auswärtigen Angelegenheiten und Intendanten im Fach der schönen Künste und Wissenschaften ernenne.

An Madame Haufe!

Mein lieber geheimer Staatsminister und Intendant
der Künste und Wissenschaften!

Ich ersuche Sie, anliegende zwei rote Bierecke Herrn Haufe nebst meinem Gruße zu übergeben, und demselben zu melden, was folgt:

Lieber Mann! Der Professor Hebel hätte statt mich zu seinem Minister und Intendanten zu machen, etwas anderes tun können, gesetzt auch, daß es etwas Diskreteres gewesen wäre. Es ist ein Amt, das nur Mühe macht, und von einer anständigen Gage scheint keine Rede zu sein (wie denn auch wirklich keine ist), zwar hat er in seinem letzten Schreiben versprochen, mich künftig in Ruhe zu lassen, und wird es in diesem wieder versprechen. Aber da sieht man, wie er's hält. Jetzt verlangt er, du sollst, lieber Mann, dem Herrn Cammerer nebst seinem Kompliment diese zwei Bücher wieder zustellen, und ihm dabei sagen, was ich, lieber Mann, selber noch nicht weiß, sondern erst lesen will. Nämlich der gute Professor scheint mir überhaupt, und besonders bei diesen militärischen Zeitläuften nicht sonderlich bei Geld zu sein, wenigstens nicht bei 96 Livres für ein französisches Werk, das er nicht versteht. Außer ihm ist noch ein einziger Botanikus in Karlsruhe: der Kurfürst, der sich aber nicht selber damit abgibt, sondern seine Stelle durch den Hofrat Gmelin versehen läßt.

Man sollte nicht glauben, daß Karlsruhe so wenig Botaniker habe, da doch die Botanik selber so sehr begünstigt wird, daß außer den botanischen Gärten noch mehr als fünfzigerelei Pflanzen des Feldes auf dem Marktplatz und in allen Gassen wild wachsen, was sich sonst in großen und volkreichen Städten nicht wohl ausführen läßt, und es wäre keine Sache, wenn einmal Kёлreuter, den er doch noch für den Dritten will gelten lassen, einmal eine Flora der Stadt Karlsruhe herausgäbe mit Kupfern, so schön, als sie das französische Werk da hat. Letztere findet der Kurfürst, nämlich der Hofrat Gmelin, selber schön und will übrigens nicht behaupten, daß er das Werk selber schon besitze, wohl aber das andere, aus welchem dieses größtentheils abgeschrieben sei, wie alles Französische. Übrigens brauchst du dich hieran eben nicht buchstäblich zu erinnern, wenn du H. Cammerer das Paket zurückgibst, sondern es wird genug sein, ihm mit Artigkeit zu sagen, und das kannst du ja, daß der Kurfürst keine Lust dazu bezeuge, und in Ansehung der übrigen, Botanikus und armer Teufel in Karlsruhe ganz gleichbedeutend seien und im Sprichwort schon lange eines für das andere gelte. Der Professor Hebel namentlich, der mit seinem Finanzminister nicht so gut beraten ist wie mit dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, hat in seiner letzten Jahresrechnung vom 23. April ein Defizit von 47 Gulden 16 $\frac{1}{2}$ Kreuzer, und es könnte noch größer sein, wenn er Militär hielte. Das tut er aber nicht, und bleibt dir in Gnaden gewogen.

Übrigens, mein lieber Staatsminister und Intendant, soll dies wirklich die letzte Mühe sein, die ich Ihnen in dieser Qualität zumuten will, und wenn die vorüber ist, so sind Sie wieder die gute Frau Sophie.

An die Familie Haufe.

16. Juni 1805.

Das geht nicht an, meine beste Frau Sophie, daß Sie mich zur Gouvernantin der Reisenden machen, wenn schon Sie als Weib Staatsminister und Intendant sein können, und es geht mit dem Geschlechtswechsel nicht so leicht. Fragen Sie nur die Geschichte und Ihre Erfahrung, so werden Sie finden, daß zwar alle männlichen Ämter von Weibern wohl bedient werden können, aber kein weibliches von einem Mann. Ihr Geschlecht hat zum Beispiel schon Könige geliefert, wie den König Maria Theresia, und Staatsminister und Intendanten, wie Sie, lesende Professoren auf dem Katheder und gelezene Schriftstellerinnen auf der Toilette, wie Wilhelmine Müller geb. Maisch, kommandierende Feldfrauen wie das Mägdelein von Orleans und gemeine Grenadiere in Reihen und Gliedern, z. B. in der Revolution, Steuerfrauen auf dem Bierwaldbstätter-See, Doctores Medicinas ohne Zahl und Propheten nicht weniger, obgleich das männliche Geschlecht selber nur vier Große und zwölf Kleine zählt, Straßburger Bötinnen, z. B. die, welche Ihnen diesen Brief gebracht hat, Flautenisten, wie Mademoiselle Fellmeth, Violinisten wie Mademoiselle Meyer in Bichtenthal, Kellerinnen z. B. im Darmstädter Hof, ja Großkellerinnen, Abtissinnen und Ritterordensdamen, Beichtmütter und Friedensrichterinnen soviel als Ärzte. Gegen so viele tausend Beispiele werden Sie nur wenige, oder vielmehr keines finden, daß sich ein Mann zu einem weiblichen Amt bekannt hätte, abgerechnet den König Sardanapal, den Helden Achilles und den Gott Herkules, der bei der schönen Omphale in die Strickshule ging. Denn selbst der Schneider ist nichts weniger als eine männliche Näherin, z. B. der Hörner oder der Unverzagt, sondern alle Näherinnen sind weibliche Schneider.

Daraus müssen Sie aber ja den Schluß nicht zum Nachteil Ihres Geschlechtes machen, daß dasselbe geneigter sei als das männliche, sich aus seiner Sphäre herauszusetzen und in andere Geschäfte zu mischen. Das gar nicht. Das einzige, was daraus folgt, ist das, daß ein vigilantes Weib zu allem zu gebrauchen ist, ein Mann aber nur zu einem, was er gelernt hat, und dazu nicht immer, z. B. Ich. So gibt es zum Beispiel Frauen, die einen so lieb und schön zu einer Reise nach Basel einladen können, daß man sogleich die hebräische Bibel, in der man gerade las, dem ersten vorbeigehenden Juden schenken und den Augenblick in den Wagen springen möchte, z. B. Madame Hause und Weiler und zum sichersten und klüglichen Beweis, daß ein Mann nicht alles kann, was er will, der arme Professor Hebel kann nicht, und der Jude bekommt die Bibel nicht.

An Familie Hause.

November 1805.

Sie haben gut reden, meine Teuerste! Ich muß Krieg führen. Das geht entsetzlich her auf dem Kaffee-Haus mit Schlachten und Eilmärschen. Wenn ich nur eine Minute nicht da bin, so ist für Oesterreich alles riskiert. Ich kann ohne stolz zu sein rühmen, daß ich im Kampf für das durchlauchtigste Erzhaus schon manchen Tropfen Bier verschüttet habe. Ich handle daher bereits mit Lorbeeren, wenn Sie auch brauchen können, denn ich kann nimmer alle aufheben. Deswegen geht's auch nicht so schnell voran, wie die Alliierten wünschen. Hab' ich nicht erst gestern das französische Hauptquartier von Wien wieder bis nach Melk zurückgedrängt, und wehe ungarische Säbel drauf und dran? Wenn doch um Gottes willen nur auch ein Mensch wäre, der dem Kaiser Napoleon sagte, wen er schmieren müsse.

An Gustave Fecht.

20. Mai 1807.

Meine teuerste Freundin! Fast hätte ich diesen Brief lateinisch angefangen, so sehr geht mir diese Sprache im Kopf herum. Aber vielleicht wäre es klug gewesen. Sie hätten sich unter den lateinischen Perioden vorstellen können, was Sie wollten, und vielleicht wären Sie gütig auf die Vermutung gekommen, es sei darin eine Entschuldigung meines langen Stillschweigens enthalten, gegen deren Gründlichkeit sich gar nichts einwenden läßt. Ich erschrecke wirklich, daß mein letzter Brief schon jenseits des Palmsonntags liegt und daß unterdes alle Bäume grün geworden sind und geblüht und ausgeblüht haben.

In der letzten Ferienwoche, nämlich am Oftertag, bin ich nach Straßburg gereist, um ein Kind aus der Taufe zu heben, um ein paar Buchhändler-Geschäfte selbst zu besorgen, um noch etwas von den Ferien zu genießen (aber es schneite zuviel), und von dem Münsterturme wenigstens soweit nach Ihnen hinaufzuschauen, als es möglich: hat sich in der Ofterwoche nie der Haspel selber umgedreht oder es hat Ihnen im Garten ein „guten Abend“ zugeflüstert?

Vor einigen Wochen traf ich in Kastatt auf der Rheinau Jgf. Kiffling, von der ich alles erpreßte, was sie mir von Weil sagen konnte. Gottlob, daß die Kräfte Ihrer gütigen Frau Mutter sich immer mehr zur völligen Genesung sammelten. So tröstete sie mich wenigstens. Aber was haben Sie selber am Pfingsttag in der Kirche für einen lieben Spaß und Mutwillen an mir ausgeübt? Doch Sie waren's nicht. Als ich in der Schloßkirche nach dem Gesang die Sakristeithüre öffnete, saß mir nicht sehr fern, doch etwas schief gegenüber ein Frauenzimmer, das mir wie eine Erscheinung von Ihnen aussah. Ich war sehr frappiert, wich und kehrte immer nach

diesem fremden und bekannten Gesicht zurück. Alle Ihre Mienen wußte mir die Zauberin nachzumachen, wie Sie die Augen gegen den Pfarrer richteten und wieder zurückziehen, um gleichsam über etwas nachzudenken, wie Sie das Gähnen unterdrücken, wie Sie heimlich schauern (es war etwas kühl in der Kirche) und tausend kleines Muskelspiel, das alles sah ich zum Täuschen, vergaß gern, daß es nicht möglich sei, und glaubte bald, Sie seien es. Die Täuschung hielt mich die ganze Predigt durch und fiel erst, als das Bild am Ende der Kirche nah an mir vorüberging. Aber andächtig war ich doch. Gewiß: meine heilige Zeit, mein schöner, großer Feiertag, wo ich näher als sonst bei Gott und bei allem Guten bin, dauert von Ostern bis Pfingsten. Da gehe ich gerne in die Kirche und erbaue mich, wenn auch die Predigt schlecht wäre, am Evangelium. Denn in dieser Jahreszeit, wo draußen alles blüht, haben wir auch die Blüte der ganzen Kirche und Religion in den Sonntagsevangelien. Aber ebenso fromm und gerührt kann ich auch sein, wenn ich den ganzen Sonntagmorgen in Veiertheim im Hirschen, im Grasgarten unter den Bäumen im Freien bei einem halben Schöppllein Roten und Butterbrot in der Sonntagstillen, unterbrochen von Glockengeläut und Bienensummen, sitze und im Jean Paul lese. Lesen Sie denn auch, so wie Sie Zeit haben, die schönen Schriften dieses einzigen, vortrefflichen Menschen, oder schreckt Sie die Schwierigkeit ab, die man im Anfang hat, ihn zu verstehen? Seine Schriften sind wie Ananas, auswendig lauter Distel und Dorn, bis man in das süße innere Leben hineingedrungen ist, und wenn es Ihnen ein gutes Vorurteil für ihn machen kann, er ist ein guter Freund von unsern alemannischen Gedichten, und ich habe noch kein schöneres Lob davon gelesen als das feine in der Zeitung für die elegante Welt.

An F. W. Hitzig.

30. August 1807.

Sage mir, o teuerster Pränideset [Präsident], was für ein proteischer Planet es sei, der dieses Jahr regiert und die Trauben kocht und die Tintenfässer austrocknet? Das meinige hat kaum noch Flüssigkeit, daß ich Dich grüßen und Dir sagen kann, daß ich noch lebe, oder eigentlich noch vegetiere, und bis zu den drei Männern im feurigen Ofen hinein und bis in den entsetzlich heißen Schoß des Proteus hinein Dich liebe. Ich kenne noch ein einziges Mittel der Erquickung, wenn ich mittags zwischen 12 und 1 Uhr in den Schloßgarten renne, mich vor ein paar ausländische Bäume in die Sonne stelle und mir einbilde, ich sei ein Afrikaner in Senegambia, und dieser Winter sei doch gottlob ganz erträglich gegen sonst, weil es nicht regne. Ich will Dir's daher nicht verargen, wenn Dein Tintengeschirrelein ebenfalls nahe am Eintrocknen ist.

An Familie Haufe.

27. Juli 1808.

Meine liebe Frau Sophie!

Ich will Sie doch auch einmal mit meiner Schlaueit, die zugleich etwas Galantes hat, bekannt machen. Wenn ich nämlich etwas zu schreiben weiß, so schreib ich an Ihren Mann, wenn ich aber nichts zu schreiben weiß, so schreib ich an Sie. Diesmal weiß ich nichts zu schreiben. Das Feine und Obligante an der Sache wird Ihrem Scharfsinn nicht entgehen. Ihnen schreibe ich bloß, um Ihnen zu schreiben. Solche Briefe sind die uninteressiertesten, bisweilen auch antesten, was freilich nicht zu leugnen ist, wenn anders ganz uninteressant sein kann, was wie dieses aus bloßem Trieb der Freundschaft und Liebe geschieht. Nächst dem gibt sich der Stoff zum

Schreiben von selbst, wenn man an liebe Frauen schreibt, wie wirklich der Fall ist. Man kann mit ihnen ab einer kleinen Kunkel einen langen feinen Faden spinnen. Männer unter sich müssen schon viel Berg aufzustocken haben, weil wir untereinander nur Bindfaden triffen.

An F. W. Hitzig.

1808.

Nun tritt einmal ein paar Schritte näher, o Zenoides, der Du mich schon zum voraus dauerst, und laß Dich waschen und segen und ganz entsetzlich mißhandeln, Du tintenloser, ungefederter, papierscheuer Sterblicher! Du Siebenschläfer, nenne ich Dich, Du Keuntöter meiner Geduld, Du Pelagianer und Sabellianer Du, Du Patriot, Du Anabaptist, Du Rosenkreuzer, Du unproteischer Antichrist. Ach, daß ich Dich auch einen Ultraquisten nennen könnte, z. B. einen, der zwei Hände hätte, oder an beiden Orten zugleich sein könnte, im Schwanen zu Vörrath im Fleisch und zu Karlsruhe im Wort, oder wenigstens nur an einem Ort. Aber gestehe mir's! Du existierst nicht mehr, bist aufgenommen von dem Proteus in

Reines, klares
Offenbares
Nie empfundenes
Nie gewesenes
Nichts,
Entwoben, zerstoßen,
Im Glanze seines Angesichts.
Deinem Busen näher,
Vater der Proteer,
Innig von Dir angezogen,
Geistig von Dir eingefogen,
Urrein, ganz Dein.

So nun setze Dich her, Du Reingefegter und Durchgewaschener und Entsündigter durchs Wasserbad im Wort, oder vielmehr setze Dich hin und schreibe flugs fünfzig — nämlich Briefe oder wenigstens einen, erstlich einen langen, zweitens einen breiten, drittens einen schönen, viertens ohne Erkäusen, die immer der schlechteste Ersatz sind für einen Unglücklichen, der schon lange vor Ungebuld den Boden eingetreten hat und ohnmächtig im Keller liegt.

An F. W. Hitzig.

13. August 1809.

Es muß aller Ehren wert sein, o Zenoides, wenn man alle Jahre einen Monat aus demselben herausstechen und flugsüchtig, heimwehselig das Land hinauf mehgen kann, bis man das Rälblein hat, und doch nicht sticht. Es ist der zwölfte Teil vom Jahr, wenn man will, oder es betrüge für jeden Tag eine Stunde, wenn man könnte, oder die Nacht dazu gerechnet, zwei. So ginge es auch noch an, aber so ist es jaft, aß wemme Zuckerbrod und Nuß und was am Bäumlischö und glitzrig hangt

uf einmal in e Suppenschüßle tät und stellti 's umme.

So ist mir, o Zenoides, in die große Suppenschüßel zwischen dem Vogesus, dem Jura und Schwarzwald und auf das Tellerlein oder Schüßlelein dazu zwischen dem Hünerberg und der Lucken wohl viel Schönes und Glitzriges vom Schicksal eingesteuert und gehelset worden: eure Liebe, eure Gesichter, eure Beine zum Mitlaufen, eure Bäume und Quellen und Kirchtürme und die Suppenschüßel selber. Aber es ist keine Befriedigung in diesem Genuß, wie in keinem. Es ist ein Vorüberschweben aus der Heimat der Träume, ein italienischer Frühlingsmonat zu einem grönländischen Winter, ein Gedanke

zum Totschießen: „Da habe ich schon 25 Jahre gelebt, da bin ich daheim, da gehöre ich hin, da sollte und könnte ich vielleicht sein und herumhüpfen von Blume zu Blume wie ein Heustössel, und kann nun höchstens nach Jahr und Tag, und nicht ohne Permiß der Obern, wieder einmal wie ein Fremdling in ein fremdes Land, wie ein Apostel Paulus in den Himmel hineinschauen. Doch nein, das war zuviel gesagt, nicht das letzte, sondern das vorletzte — wie in den Himmel schaue ich hinein, aber Dank sei es demselben, und eurer freundschaftlichen Anerkennung und landsmännischen Liebe, nicht wie ein Fremdling in fremdes Land, sondern wie ein Heimischer in die Heimat, wie ein Heustössel in die Blumenkelche seiner Geburtsmatte.

An F. W. Hitzig.

1809

Lieber Genoides!

Vierundzwanzig Tage hindurch, solange Mad. Hendel hier war, schwelgte ich diesmal in einem Genuß, der mir vor einem Jahr schon minutenweise unbezahlbar war. Sie gab diesmal ihre mimischen Darstellungen öffentlich, dann die Jungfrau von Orleans, Medea, die Gräfin Orsina in Emilia Galotti, die Phädra zweimal, und am Montag ein Deklamatorium. Ihr Umgang aber ist eine immertwährende Sitzung der Akademie der Künste, der goldenen Lebensweisheit und des Frohsinns.

Der Montag war nicht nur mein, sondern des ganzen Oberlandes Ehrentag. Sie hatte schon während ihres Hierseins fast alle Tage die alemannischen Gedichte mit mir gelesen. Die grammatikalische Aussprache lernte sie anfänglich schwer, weil sie immer andere Dialekte einmischte und immer mit dem Sinn davonflog. Die höhere, charaktermalende fand sie, sobald jene Schwierigkeit besiegt war, durch ihren Takt und die

Gefetze ihrer Kunst selber und stellte den Charakter der Oberländer, wenn sie nicht luxurierte, oft zum Staunen treu und treffend dar. Unter den Stücken, die sie deklamieren wollte, stand unter den alemannischen Gedichten nur Hans und Berene auf dem Zettel. Sie trug es in Gegenwart des Hofes und Adels, des Fürsten von Thurn und Taxis, mehrerer Fremden, die wegen dem Kaiser hier waren, und mehr als sechshundert Personen verschiedener Stände unter beständiger Begleitung des allgemeinen Beifalls vor, der am Ende in ein so lautes und langes Klatschen ausbrach, daß sie hoffen konnte, dem Publikum mit einer Repetition gefällig zu sein, und fing von neuem an: „Es gfallt mer ummen eini.“ — Aber als jetzt nach dem Zettel eine Szene aus Macbeth folgen sollte, hielt sie einige Sekunden still, schaute mich (ich saß im Parkett in den vordersten Reihen) eine Weile lächelnd an, als die eine Spitzbüberei im Sinn hat, und begann mir selbst überraschend „3' Fryberg in der Stadt“ zc. Auch dies vortrefflich, und fast mit noch größerem Beifall, weil es unerwartet war. Aber nun denke Dir ein Weib, das im stolzen königlichen Bewußtsein, alles tun zu dürfen, was es will, auch wirklich alles tut, was sie will. — In der Stelle

Minen Auge gfallt — —

Gel, de meinsch, i sag der wer

dreht sie sich nach mir, lächelt nach mir, sagt

Es isch kei Sie, es isch en Er

und deutet auf mich. — Eine Schauspielerin auf dem Theater, und ein Kirchenrat im Parkett! Hätte nicht das Publikum, wenn es auch nur einige Achtung für meine Person und mein Amt hat, jede andere mit dem Zeichen der Indignation auf der Stelle bestrafen müssen? Nichts! Das Klatschen dauerte

so lang und laut, daß sie den Schlußvers nicht mehr anbringen konnte, und statt für den Beifall stumm zu danken, tat sie es laut, und sagte, daß sie dieses Glück (ich will aus Bescheidenheit nicht alles nachschreiben, aber das Schönste) ihrem Freund Hebel zu verdanken habe, durch dessen Gegenwart sie begeistert sei. Meine Fassung kann ich nicht begreifen, wenn sie nicht selbe durch geheime Künste auf mich wirkte. Während alle Logen und Galerien auf mich schauten, schaute ich auf sie und nickte ihr einen leichten anständigen Dank. In solchen Abenteuern treibt man sich herum. Nach dem Akt holte ich sie in den Kulissen zu einer großen Abendgesellschaft ab. Denn obgleich jeden Augenblick der Kaiser erwartet wurde, wollten doch alle Eingeladenen lieber bei der gepriesenen Künstlerin sein, als die Ankunft des Helden sehen. In diesem Saal hielt ich eine Balkontüre (ohne Balkon) für ein Fenster, weil sie zum Behuf der Illumination eine leicht eingeschobene Blendung hatte, lehnte mich, wiewohl schon einmal gewarnt, um die Pfeife auszublasen, an die trügliche Brustwehr. In einem Nu lag Brustwehr, Lampen und Licht zerschmettert unten auf der Gasse, und ich, ich weiß nicht durch welch Wunder, noch mit der schwereren Hälfte des Körpers im Zimmer, obgleich der Kopf, der weit in der Luft und Nacht draußen schwebte, um zwölf Uhr auch nicht mehr leicht war.

An die Familie Haufe.

Frühjahr 1811.

Aber noch immer hab' ich nicht geschrieben, warum ich so lang nicht geschrieben habe, auch im Verlauf meines Stillschweigens nie. Ein Professor hat sich gut entschuldigen, ein Direktor auch, ein Kirchenrat auch. Ist einer fertig, kommt's an den andern. Was einer liegen läßt, schiebt er auf den

andern. Habert, mit welchem Ihr wollt, es wird Euch keiner zur Rede stehen. Ein Gestrandeter hat auch gut sich entschuldigen:

Ach, auf Freuden
Folgen Leiden,
Auf die Sünden harte Buß,
Daß ich's sagen,
Daß ich's klagen,
Götter, daß es wahr sein muß!
Die durch ihre Rosenwangen,
Durch der Lippe Red und Kuß,
Durch ihr zärtliches Umsfangen
Fest mein armes Herz gefangen,
Daß es ewig zappeln muß,
Daß es brennt wie Doktor Huß,
Beut nun ihre holden Wangen
Einem anderen zum Kuß.
Hat das Sakrament empfangen,
Das zum heimlichsten Genuß
Jede Liebe weihen muß,
Und hat schon ein Kind empfangen.

Sie hat nämlich, — ach, daß ich sagen könnte, die Tochter des Herrn Gaymüllers — nein, die gebenedeite Tochter Kronions, Madame Hendel, zerrissen hat sie den Bendel, und sich in den Stand der vierten heiligen Ehe begeben mit Herrn Professor Schütz in Halle.

Und da soll man noch an einem Schuhmacherstühllein drehsehn, und sich nicht vielmehr mit dem Diakonus Schuhmacher selber assoziieren und mit ihm einen tränenreichen Hopelpoppel schreiben oder ein durchlöcherter Herz!

Ich stech, o Zenoides, aus meinen Ferien, ja zwischen dem Karfreitag und Ostern einen Tag heraus zum Brieffschreiben, und des Tages lieblichste Stunde und das erste Pfeiflein dazu, für Dich, auf daß gleich wie die Glocken heute in Rom sind, oder dormalen vielleicht in Savona, oder Nizza, oder wo der Heilige Vater seine lange Karwoche ohne Ostern hält, also ich auch in meinem Miniatur-Italien, in meinem Römlein, in Deinem Tuskulum, in Deinem Tivoli mich erkufte und ausläute, und getauft werde in den Armen und am Busen der Freundschaft mit Welchenäther und Wiesenduft, und Schlüsselblümleinhauch aus dem Röttler Wald. Solcher Rottausen, o Zenoides, bedarf ich immer mehr. Denn alles Heilige will mich verlassen, und bald vergäße ich, daß ich hier, wie bekanntlich die Türken in Europa, nur kampieere und dem heiligen Boden des *M* angehöre, wenn er mich nicht durch Kreuz und Trübsale erinnerte, daß ich hier nur in der Fremdlingenschaft und in einer ägyptischen Ziegelhütte mehge. Deine Theilnahme an meinem Elend ist mir ein Tröstlein. Den ganzen Tag auf dem Katheder sitzen, ist ein Feiertagsleben, ein Ostermontagspäßlein, nach dem ich mich zurücksehne. Aber daß ich über den heillosen Mechanismus des Ganzen wachen muß, daß sich mein Museum, meine Proteuskapelle in eine Kanzleistube verwandelt hat, wo ich den ganzen Tag Berichte schreiben, Buch und Rechnungen führen, Red und Antwort geben, Akten durchgehen, Süddeutsche Miszellen zensieren, statt daran zu arbeiten, examinieren, kastigieren, Zeugnisse fertigen, mit allen Vätern aller Kinder des Lyzeums korrespondieren muß, das lehrt mich den Sinn der Worte verstehen: „Ich sterbe täglich.“ Soll ich den Pult umstoßen? Soll ich —

ein Bein hab' ich daran. Hab' ich dazu Tau auf dem Belchen getrunken, und das Rauschen der sieben Buchen gehört, und den Räder Schlag der Ufenfelder Mühle? Bin ich dazu neun Sommer lang in der Wiefe gelegen und einmal mit dem Kanderer Sonntag im Gräblein?

An F. W. Hitzig.

November 1811.

Ich kann in gewissen Momenten inwendig in mir unbändig stolz werden und mich bis zur Trunkenheit glücklich fühlen, daß es mir gelungen ist, unsere sonst so verachtete und lächerlich gemachte Sprache klassisch zu machen und ihr eine solche Zelebrität zu ersingen. Sie ist nun gekannt, wird geliebt und studiert, wo Deutsche sind, in Paris, in Rom, in Warschau, in Petersburg. Sie wird auf den ersten Theatern, in Wien, München, Karlsruhe, Frankfurt in den Deklamatorien mit Beifall gehört, und wandert nun mit Madame Hendel nach Bremen, Hamburg und Petersburg. Letztere wählt folgende Stücke aus und rangiert sie ihrem Wert nach so: Der Karfunkel, Der verliebte Hauensteiner, Hans und Berene, Der Morgenstern, Der Winter, Die Mutter am Christabend, Die Marktweiber.

An F. W. Hitzig.

1. Juni 1812.

O wie schön muß es jetzt bei Euch sein, Genoides, wo es immer so schön ist, und wie ahnungs- und kosefelig für den auswendigen und inwendigen Menschen in dem schönen einzigen Tal voll Schmelen und Kettenblumen, lustigen Bächlein und Sommerbögeln, wo es immer duftet wie aus einem unsichtbaren Tempel herausgeweht, und immer tönt wie letzte Klänge ausgelüttener Festtagsglocken, mit beginnenden Prä-

Indien mengeliert und verschmolzen, und wo jeder Vogel oberländisch pfeift, und jeder, selbst der schlechteste Spatz, ein Pfarrer und heiliger Evangelist ist, und jeder Sommervogel ein gemutztes Chorbüblein, und das Weihwasser träufelt unaufhörlich und glizert an jedem Halm. Da schwelgt Ihr Tag für Tag und kennt vor lauter Genuß den Genuß nicht mehr, während Dein armer Parmenideus alle Morgen oder Abend nach Beiertheim stoffelt und jedem Baum und jedem Milchweib einen Tritt geben möchte, und noch von den städtischen Gänselein und Gansern hören muß: „das ist schön, das ist paradiesisch, da ist's göttlich“. Nächst dem armen Retorek in Rüppur ist kein beklagenswerteres Huhn aus dem himmlischen Nest verschleucht worden als ich, und niemand, der Euch mehr vermissen und öfters an Euch denken kann als ich, aber ich bilde mir etwas drauf ein, und gelte etwas bei mir, daß ich mich nun bis ins dritte Dezennium hinein als Fremdling hier ansehe, und ein heimlich mutterendes und bruttelndes Heimweh in mir herumtragen und weinen kann, sooft ich den ärmsten Teufel auf der Welt, einen Oberländer Rekruten, sehe.

An F. W. Hitzig.

6. Mai 1813.

Gestern begegnete mir ein Afjidang, wie unsere Vornehmen den Zufall nennen, das ich Dir nicht vorenthalte. Womit ich die Pfeife anzünde, den Bündel hier, woher hab' ich ihn? Auf der Straße begegnete mir ein hübscher Bursche mit viel Schuhbürsten, Holzgeschirr und schwarzem Bündel. — Wie teuer das Stücklein? — Sechs Kreuzer. — Du bringst's weit genug her, dacht' ich, um diesen Preis. — Woher des Landes, und von wannen seid Ihr? — Abbem Schwarzwald. — Nicht genug. Gebt's besser. — Dort hinten, hinter Freiburg. —

Noch nicht genug. Als besser. — Dort bei St. Blasien. — Aus dem Kloster? — Nein, von Schönau. — Aus dem Städtlein? — Nein, von Todtnau. — O du Steißbruser, hätt' ich ihm mögen zurufen. O du Lichtbube des *JH*, hätt' ich ihn mögen umarmen. „Was lebt der Hansjerg in Uhenfeld, und der Klingeli, und gelt, bei der Kapelle herwärts Kastel ist's schön, und sind die Felsen noch nicht bald durchgeknet?“ Aber alle diese heimatlichen Fragen rührten ihn nicht sonderlich an. Die armen reisenden Herrschaften bekommen wie die reichen zuletzt einen weltbürgerlichen Sinn, ein *Savoir fair*, und lernen so geschwind als diese das *Nil admirari*. Wir Angewurzelten bringen's nicht so weit.

An Familie Haufe.

7. August [1818—20].

Liebe Freundin!

Ich sollte Ihnen auf Ihr schönes frohes Schreiben vom 26. Februar nicht so prompt antworten, als ich tue, weil ich in demselben gleichwohl nicht mehr Ihr Lieber Freund oder so etwas, sondern nur Ihr geehrter Freund war. O Frau Sophie, wie weit bring' ich's noch in der Welt! Gleichwohl liebe, sehr liebe, und noch extra auch von mir geehrte Freundin, war ich recht unglücklich damals, daß ich nicht sogleich zu Ihnen hinaussiegen und es Ihnen verzeihen konnte, und bin es noch, weil ich noch nicht kann. Es ist gar zu hart, einen Groll so lange in sich herumtragen zu müssen und ihn nicht gleich in einem Ruß und Händedruck erdrücken zu können. So geschehe es denn hiermit in effigie, wobei Sie zwar, wie ich soeben bemerkte, viel riskieren. Denn ich finde etwas so Liebliches in der Ausöhnung mit Ihnen, daß ich nicht gut dafür stehe, ob ich nicht noch in diesem Brief zum zweiten

Mal anfangen, wie Gmelin in Valencia sich von seinen Strapazen so angenehm erholte, daß er allemal wünschte, „wenn ich nur schon wieder müde wäre“. — Wenn ich nur schon wieder Verdruß mit Ihnen hätte!

Hiernächst wär' ich Ihnen auf jenen Brief auch eine schöne Vorlesung über die Vorsehung schuldig, die sich freilich im Garten unter lieben freundlichen Menschen besser halten ließe. Denn wenn ich stecken bliebe, fiel Ihnen vielleicht ein schöner reifer Apfel vom Baum herab, wo noch viel hundert hängen, in den Schoß, oder ein lustiger Vogel begänne auf dem nächsten Ast seine Lobrede auf die Vorsehung in lebendigen Akzenten, oder ein Kindlein schaute eine Blume an und lächelte. Sie haben wohl recht, daß der Mann, der das Bedürfnis eines Aufschlusses über den Zusammenhang der Dinge allermeist im Kopf hat, am Ende zu einer ganz andern Vorstellung von der Vorsehung kommen kann als Ihr Geschlecht, dem das Bedürfnis mehr im Herzen liegt, und ich wollte keinen Anstand nehmen, Ihnen meine Vorstellung mitzuteilen, die mich sehr beruhigt und hauptsächlich da hinaus läuft, daß wir nicht viel von der Sache wissen und das Ende abwarten müssen, wie wenn wir zum ersten Mal ein Haus bauen oder einen Schuhmacher ein paar Stiefel zuschneiden sähen, zumal, wenn wir vorher noch keinen Fuß gesehen hätten. Allein wenn mich meine Vorstellung nicht mehr beruhigen wird, so wollte ich ja lieber zu Ihnen kommen und Sie um die Ihrige fragen. Denn es ist mir nicht zweifelhaft, daß in einer so geheimnisvollen Sache das Herz eines frommen Weibes der Wahrheit durch Ihnen näher ist, als der Kopf eines Mannes durch die Spekulation. Oder ist nicht eine fromme Mutter selber eine göttliche Vorsehung im kleinen, wie das Wachslichtlein eine Sonne, und gleichwohl fragen Sie noch einen Mond.

An Justinus Kerner.

20. Juli 1817.

Wenn Sie mir doch, teuerster Herr Doktor, die Aufgabe, einen Volkskalender für Württemberg zu veranstalten, nur etwas näher bestimmt hätten. Denn ich mag sie nehmen, in welchem Sinn ich will, so muß ich fürchten, wenn ich sie nicht in dem richtigen nehme, mich als Fremder einer Anmaßung verdächtig zu machen, mit welcher ich mich an so vielen trefflichen Männern und Volksfreunden Württembergs, die das nämliche ohne mich veranstalten könnten, nie versündigen möchte.

Wenn ich z. B. jenen Ausdruck, zwar etwas gezwungen, aber der Sache auch fast am natürlichsten, so nehme, daß ich den Kalender, d. h. die Lesestücke dazu, schreibe und einem mir zu nennenden Herausgeber oder Verleger desselben zusenden soll, was auch bei dem Rheinischen Hausfreund mein einziges Geschäft war, so darf ich mir nicht verbergen und Ihnen nicht erst sagen, daß es schwer sei, Nationalschriftsteller für ein Volk zu sein, das man nicht als das feinige und so gut als das feinige kennt, und die Arbeit besser zu leisten als die Besten vermöchten, die es als das ihrige inwendig und auswendig kennen und in ihm, wie wir alle in Gott, leben, weben und sind, z. B. ich kenne die württembergische Geschichte wenig und die Verfassung auch nur historisch und als eine fremde. Ihre erlauchte Königin fordert von einem solchen Kalender mit Recht Belehrungen in haus- und landwirtschaftlicher und medizinischer oder diätetischer Hinsicht. Geseht, ich kenne diese Gegenstände besser als die württembergische Geschichte, wovon zwar der Rheinische Hausfreund wenig Beweise liefert — aber welches sind alsdann die eigentümlichen Vorurteile des Württembergers, gegen welche gekämpft werden muß, welches die Mängel, die

schädlichen, oder auch die guten, aber noch sehr zu bessernden Gewohnheiten? Was verlangt oder verschmäht diese oder jene Lokalität? Doch da spräche wohl mein freundlicher Adjunkt: „Ich will des Blinden Auge sein.“ Ich dürfte vielleicht nur die mir zugehenden Materialien in jener eigentümlichen Weise verarbeiten, die dem Hausfreund vielen Eingang und Beifall gewonnen hat. Aber da stünde ich wieder vor der alten terra incognita. Sie wissen, was dazu gehört, einem bestimmten Publikum das zu Sagende so recht in die Wahrheit und Klarheit seines Lebens hineinzulegen, und wie unerlässlich an einen Nationalvolkschriftsteller die Forderung ist, daß er, während er quasi aliud agendo seine Leser belehrt, soviel als möglich zwischen ihren bekannten und ansprechenden Gegenständen sie herumführe, sie öfters an Bekanntes erinnere und sich ihnen gleiche, folglich sie und ihre Eigentümlichkeiten wenigstens viel genauer kenne als ich, der ich sie an ihren Grenzstreifen wenig kenne.

An Gustave Fecht.

November 1825.

Was ich Ihnen bei Gelegenheit des Todes des Kommerzienrats Doll schrieb, daß nach und nach die Zahl der Freunde so nahe zusammengeht, ist so wahr, daß ich in jener Gegend niemand mehr habe, bei dem ich mich nach Ihnen erkundigen könnte, und von manchem lese ich im Wochenblättlein erst, daß er hier war, wenn er schon wieder fort ist. Das Gute daran ist, daß man sich alles noch im alten Zustand denken kann, wenn man nichts anderes weiß. Pffel rechnete es zu dem Glück seiner Blindheit, daß die Welt in seinem Alter noch unverwischt so vor ihm stand, wie er sie in seiner Jugend gesehen hatte. Etwas davon habe ich auch schon bei sehenden Augen erfahren. In Schopfheim sah ich einmal die Tochter mit

eigenem Kind auf den Armen noch für die Mutter an, weil ich diese seit langer Zeit nicht mehr gesehen hatte. Etwas davon kann man sich auch selber so machen. So möchte ich z. B. nie mehr in das Pfarrhaus in Weil gehen, seit dort alles anders ist. Nein, dort muß mir alles bleiben, wie es war, mit allen freundlichen Bewohnern darin. Dort lebt mir Güttert noch, solange ich keinen andern sehe. Deswegen beschaue ich auch keinen Toten mehr, der mir im Leben lieb war.

